



Ein heißer Sommer in Deutschland: Barbara, Ende vierzig, schön und trotzig, lebt mit ihrem 15-jährigen Sohn Tore in Berlin. Ein Anruf schickt sie zurück nach Norddeutschland in ihr früheres Leben: Der Vater liegt im Sterben. In ihrer Heimatstadt muss sie erschrocken feststellen, dass ihr Vater in den letzten Jahren zunehmend verwahrloste und dass ihr Bruder Kristian, der als Tierarzt noch immer hier lebt, offensichtlich unfähig ist, menschliche Beziehungen einzugehen. Sie alle leiden noch immer an den Folgen eines Ereignisses, das die Familie auseinanderbrechen ließ. Barbaras Sohn Tore will herausfinden, was damals geschehen ist, und stellt unerwünschte Fragen. Als er verschwindet, weiß Barbara, dass er in Lebensgefahr ist. Sie muss sich den Dämonen der Vergangenheit stellen, um ihr Kind zu retten.

MECHTHILD LANFERMANN ist 1969 in Niedersachsen geboren und lebt heute in Berlin. Sie studierte Theater, Film- und Fernsehwissenschaften und später Journalistik an verschiedenen deutschen Hochschulen und an der Sorbonne in Paris. Bei btb erschienen ist bisher ihre vierbändige Kriminalromanreihe um die Berliner Radiojournalistin Emma Vonderwehr.

MECHTHILD LANFERMANN BEI BTB  
Wer im Trüben fischt. Kriminalroman  
Wer ohne Liebe ist. Kriminalroman  
Wer ruhig schlafen kann. Kriminalroman  
Berliner Blut. Ein Emma-Vonderwehr-Krimi

Mechthild Lanfermann

Trügerischer  
Sommer

Roman

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Oktober 2018,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Shutterstock/Deisey

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71495-7

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

*Das Vergangene ist nie tot,  
es ist noch nicht einmal vergangen.*

William Faulkner

*Yesterday I got so old I felt like I could die.*

The Cure



# TEIL I





# 1

Barbara war eine Frau, die sich normalerweise unter Kontrolle hatte. Sie dachte nach, bevor sie reagierte, sie beobachtete, wägte ab. Sie passte sich ungern an, blieb aber auch in ihrer Ablehnung unauffällig.

An diesem besonderen Tag hatte ihre Selbstbeherrschung nicht mehr gereicht. Es war einiges schiefgelaufen in den letzten Wochen, es hatte zu viele kleine Demütigungen, Beleidigungen und Enttäuschungen gegeben. Ab einer unsichtbaren, auch für sie vorher nicht bewussten, nun aber überschrittenen Grenze lagen ihre Nerven blank, und es genügte ein kleiner Anlass, eine alberne Frechheit, eine Provokation, die sie in ähnlicher Form schon hundertmal erlebt und überstanden hatte, um ihre Selbstbeherrschung in sich zusammenfallen zu lassen.

Sie hatte den Jungen gestoßen. Alle Kraft hatte sie zusammengenommen, so dass ihr Gegner zu Boden ging. Die anderen im Raum hatten erschrocken die Luft angehalten, auch sie selber, auch der Junge. Doch dann hatte er gelächelt. Trotz der Schmerzen, die ihm Barbara ohne Zweifel zugefügt haben musste, lächelte er, weil er sich der Macht bewusst wurde, die ihm Barbara gerade verliehen hatte. Sie sah es, und sie verstand, dass etwas zu Ende gehen würde. Es war ihr egal.

Barbara hatte sich ihr Leben anders vorgestellt. Es war nicht alles nach Plan gelaufen. Vermutlich ging es vielen Menschen so, aber das war ihr nicht bewusst, weil sie nie darüber redete. Die Leute, mit denen sie sich unterhielt, die sie Kollegen, manchmal auch Freunde nannte, kannte sie noch nicht lange genug. Wovon sie in ihrer Jugend geträumt, in welchen Farben sie sich ihr Leben ausgemalt hatten, davon hatte sie keine Ahnung. Es kam nie zur Sprache. Ein Zurückblicken in Wehmut, das passte nicht in ihren Umgang, gehörte nicht zu dem Gefühl, noch weit vorn im Rennen zu sein, in der Mitte des Lebens, wie es hieß, und was doch auch nur Wunsch und Hoffnung war, ein trotziges stures Bestehen darauf, dass da noch was kommen würde.

Der Junge hatte sie den ganzen Vormittag provoziert. War während des Rundgangs durch das Museum extra zurückgefallen, damit alle auf ihn warten mussten. Hatte zu Barbaras Erklärungen laut gelacht und dann, auf ihre Nachfrage, nur mit den Schultern gezuckt. War dicht an den Kunstwerken entlanggegangen, täuschte ein Stolpern vor und wäre fast in die Bilder gefallen. Mehrmals warnte Barbara, er werde noch den Alarm auslösen. Vor dem Licht-Raum-Modulator von Moholny-Nagy blieb Barbara neben dem Jungen stehen. Die Skulptur aus sich umkreisenden und summenden Glas- und Metallflächen war ihr Lieblingsstück in der Ausstellung, ein hundert Jahre altes Werk von filigraner Eleganz. Sie konnte es nicht ertragen, dieses Meisterwerk in Gefahr zu sehen. Der Junge schien ihre Nervosität zu spüren. Er streckte sich, gähnte, die Spur eines süßlichen Männerdeos umwehte ihn. Dann ließ er die Arme fallen, den rechten nach außen, nur Millimeter von den Metallfäden entfernt. Barbara verlor die Beherrschung und stieß ihn so heftig vom Kunstwerk weg, dass der Junge zu Boden ging.

Für einen Moment starrten sich die beiden an. Die geflüsterten Gespräche der anderen Teilnehmer verstummten, die Raumtemperatur schien zu sinken, und selbst das sich drehende und vibrierende Kunstwerk, so meinte sie wahrzunehmen, bewegte sich langsamer. Dies war der Moment, im allmählichen Bewusstwerden seiner Macht, in dem der Junge sein Gesicht zu einem Lächeln verzog. Er stöhnte leise, betete den Kopf auf dem staubigen Museumsboden und schloss die Augen.

Als sie noch jung gewesen war, gerade von zuhause ausgezogen, da hätte es eher zu ihr gepasst, so die Beherrschung zu verlieren. Es waren wilde Jahre gewesen, ohne Richtung, ohne Maß. Ein weißes Blatt, so hatte sie sich gefühlt. Was hinter ihr lag, galt nicht mehr, das alte Leben mit den Regeln und Verboten sollte sie nicht mehr gefangen nehmen. Erst als sie sich sicherer fühlte, als sie glaubte, dass auch in ihrem Leben so etwas wie Glück vorkommen konnte, waren ihre Träume und Vorstellungen konkreter geworden. Vielleicht hatte sie zu viel erwartet. Immerhin, es gab einen Sohn, den sie liebte. Aber beruflich hatte sie nie so recht Fuß fassen können, und ihr Mann hatte sie verlassen.

An ihre Ehe musste sie denken, als sie mit dem Jungen beim Direktor saß und die Eltern beobachtete, die eilig herbeitelefoniert worden waren. Links und rechts von ihrem wimmernden Jungen saßen sie und demonstrierten vereinte Empörung, aber Barbara konnten sie nicht täuschen, sie sah in der Ungeduld ihrer Gesten die fehlende Wertschätzung füreinander, in den versteckten Schuldzuweisungen die Aggression und die nahende Trennung, und fast taten sie ihr leid, weil sie das noch vor sich hatten, die Tränen und die nutzlosen Diskussionen.

In der Stille, die dem Zerschneiden ihrer eigenen Ehe gefolgt

war, hatte sie sich oft gefragt, was ihr Part dabei gewesen war. Sie wollte verstehen, warum ihr das Leben so schwerfiel. Gab es Wege, bei denen sie falsch abgebogen war, Entscheidungen, die sie anders hätte treffen sollen? Die Studienwahl nach Neigung, zum Beispiel, nicht nach den Erfolgsaussichten auf dem Arbeitsmarkt. Die Entscheidung für ihren untreuen Ehemann. Exehemann. Der sie wegen einer Jüngerer verlassen hatte. Das übte sie zu sagen, vor dem Badezimmerspiegel und manchmal schon vor Freunden, er hat mich wegen einer Jüngerer verlassen, es klang so melodramatisch, als wäre es ein Zitat aus einem Film und hätte nichts mit ihr zu tun, so klischeehaft, als könnte sie darüber lachen.

Auch an diesem Morgen hatte sie vor dem Jungen stehend eine Entscheidung getroffen. Eine innere Stimme hatte sie gewarnt. Leise zuerst, dann drängender, ein inneres Wissen, dass sie eine Grenze überschritt. Aber Barbara hatte nicht darauf achten wollen.

Der Direktor des Museums, ihr Arbeitgeber und damit jemand, der nach ihrem Verständnis auf ihrer Seite stehen sollte, sprach davon, dass Barbara eine Aushilfskraft sei und ihre Kompetenz überschritten habe. Er sagte sonst noch einiges, Barbara hatte Mühe, sich auf den Inhalt seiner Worte zu konzentrieren. Spürte, dass sie den Direktor augenblicklich hasste, sie hasste jetzt auch diesen Vater und diese Mutter und ihren Sohn, der so werden würde wie seine Eltern. Sie hasste ihren Job, ihre Machtlosigkeit und die Demütigung, die ihr dieses Kind zufügte. Für Angst war da noch kein Platz, Existenzangst, sie stellte sich noch nicht ein, nicht, als sie mitten im Satz des Direktors aufstand und hinausging, nicht beim Leerräumen ihres Schreibtisches, nicht beim verschämten Nicken der anderen »Aushilfskräfte«.

Vielleicht war sie manchmal einfach nicht zur richtigen

Zeit an dem Ort gewesen, der ihr ein anderes Leben eröffnet hätte. Eins, das sie zufriedener gemacht hätte, vollständiger, glücklicher. Manchmal träumte sie davon, dass dieses andere Leben nur eine Wegbiegung entfernt gewesen wäre, die große Liebe im nächsten Bus gesessen, der berühmte Galerist sie und ihre Bilder noch nicht entdeckt hatte. Aber an ehrlichen Tagen war ihr klar, dass es ihre Entscheidungen waren, die sie an diesen Punkt gebracht hatten. Wie die Entscheidung für ihren Mann Holger, auch als sie erfuhr, dass er noch eine Freundin hatte. Dass er erst den älteren Bund auflöste, als er sich sicher war, dass es mit ihnen beiden etwas wurde. Wie es anfängt, so hört es auf, hatte ihre Schulfreundin Karen in solchen Fällen gesagt. Und natürlich Recht behalten.

Auch an den nächsten Tagen, als sie durch die Stadt lief, nichts anzufangen wusste mit ihrer freien Zeit und zu viel einkaufte, französischen Brie und Wein beim Feinkosthändler an der Ecke von ihrem letzten Gehalt, stellte sich die Angst nicht ein. Bald würde sie die Miete nicht mehr zahlen können. Sie blieb ruhig, stand morgens auf, weckte ihren Sohn, tat, was zu tun war. Sie widerstand der Versuchung, den Museumsdirektor oder auch den Jungen und seine Eltern für ihre Lage verantwortlich zu machen, denn es war ihre Tat gewesen, ihr Kontrollverlust, ihre Tötlichkeit gegen den Jungen, die sie arbeitslos gemacht hatte. Und sie bereute es nicht, im Gegenteil empfand sie Erleichterung.

In letzter Zeit hatten sich einfach zu viele Türen geschlossen. Der Weg, auf dem sie gegangen war, hatte sich immer mehr im Gestrüpp verloren, und sie wollte abbiegen, ausweichen, wenn es sein musste, umkehren, nur nicht weiter jeden Tag Schritt für Schritt nach vorn. Es war ein seltsames Vakuum in diesen Wochen, das Wissen, dass etwas vorbei war, aber nichts Neues angefangen hatte, das Barbara durch

diesen Sommer trug. Und das sie bereit für eine Veränderung machte, auch wenn sie deshalb vielen Menschen wehtun würde. Sogar ihrem geliebten Sohn.

Nach einem weiteren langen Tag des angestrengten Nichtstuns stieg Barbara langsam die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

Die schweren Papiertüten schnitten in ihre Finger, sie setzte sie kurz ab. Bei den kleinen exklusiven Geschäften in ihrem Viertel zahlte sie jetzt mit ihrer Kreditkarte, so wurde verzögert abgebucht. Auf ihren Kontostand hatte sie schon seit Wochen nicht mehr geschaut.

Als sie die Wohnungstür aufschloss, kam ihr der Geruch entgegen. Schwer, leicht süßlich. Barbara stieß mit dem Knie die Tür weiter auf. Sie trat in den Flur und setzte die Einkaufstüten ab. Der Geruch wurde stärker. Sie ging durch den langen Flur auf ihr ehemaliges Atelier zu und riss die Tür auf.

Ihr Untermieter Moritz lag auf seinem Bett, um ihn herum aufgeschlagene Bücher und Ordner. Er sah kaum hoch, sondern winkte nur beschwichtigend mit der Hand.

»Ist ein Notfall. Prüfungen. Ich muss mich entspannen.«

Barbara trat auf den Teppich, bückte sich und hob den Aschenbecher mit dem glimmenden Joint auf. Sie drückte ihn vorsichtig aus und öffnete das Fenster. Der Verkehr der Straße schallte zu ihnen herauf. Barbara drehte sich wieder zu ihrem Mitbewohner.

»Ich dachte, das wäre klar zwischen uns.«

»Ich schwöre, ich hab hier nichts, was Tore nicht auch auf dem Schulhof bekommt.«

Moritz stand auf und reckte sich. Sie wollte streng sein und musste doch lächeln. Er war ein Glücksgriff, der Moritz, trotz der Joints, trotz der Unordnung, die er in die Wohnung brachte. Am Anfang war es ihr wie eine Strafe vorgekommen, jemand Fremden in die Wohnung holen zu müssen, ein halbes Kind noch, vom Alter näher an Tore als an ihr. Sie hatte einen Untermieter gebraucht, als Holger ging, sie allein ließ mit der teuren Miete, halb von ihr rausgeworfen wurde, fast froh schien er, dass sie es ihm so leicht machte. Moritz war der Erste gewesen, der sich auf ihre Annonce gemeldet hatte, und sie hatte, um es schnell hinter sich zu haben, zugesagt. Er brachte ihre Bücherordnung durcheinander, telefonierte lautstark in der Küche, ewig telefonierte er, sie hatte nicht gewusst, dass man das noch so tat, in dem Alter, es erschien ihr anachronistisch, dieses laute Telefonieren. Ihr Sohn Tore schrieb nur stumme Nachrichten und chattete ab und zu, hörte Musik über den Kopfhörer, saß in seinem Zimmer am Computer oder lag auf dem Bett. Seit wann war das so, seit der Trennung vielleicht, sie hatte nicht aufgepasst, hatte nicht mitbekommen, wie sich ihr lebhaftes Kind in diesen Schatten verwandelt hatte. Moritz redete nicht über Eigentumswohnungen und Dachausbauten wie ihre Bekannten, über Designermöbel in Ferienhäusern und Investitionen auf dem Kunstmarkt. Er staunte noch jeden Tag über das Füllhorn der Stadt Berlin und klagte weder über Autolärm noch über Hundedreck. Er war im Gegensatz zu den meisten Menschen, mit denen sie sprach, arglos und unvoreingenommen, er hatte Spaß am Leben, und er tat ihr und auch Tore gut.

Das Telefon läutete. Barbara stieg über Socken und Pull-over und verdrängte den Gedanken daran, wie es hier früher ausgesehen hatte, als es ihr Arbeitszimmer gewesen war. Das



Läuten kam aus der Küche, auf dem Tisch lag das Telefon. Sie legte den Aschenbecher beiseite und griff nach dem Hörer. Flüchtig sah sie auf die Nummer. Und stockte. Dann drückte sie auf die Taste. »Ja?«

»Hallo, spreche ich mit Barbara Rabe? Der Tochter von Alfred Rabe?«

Eine Frauenstimme, älter. Ein Anruf aus einer anderen Welt.

Ja, sagte sie wieder. Sie nahm das Telefon in beide Hände.

»Ihr Vater ist heute Nachmittag bei uns eingeliefert worden. Vermutlich ein Schlaganfall.«

Barbaras Mund war trocken. »Wie schlimm ist es?«

»Er war stark dehydriert. Und ohne Bewusstsein. Wir wissen nicht, wie lange er schon so dagelegen hat.«

Ohne Vorwurf in der Stimme hatte das die Schwester gesagt, trotzdem meinte Barbara, fast automatisch: »Ich wohne in Berlin.« Zu spät fiel ihr ein, dass die Schwester das an der Vorwahl erkannt haben musste.

»Es wäre sicher gut, wenn Sie kommen könnten.« Die Frau schwieg einen Moment, dann sagte sie etwas leiser: »Ich bin natürlich nicht befugt. Ich dachte nur – falls Sie sich verabschieden wollen.«

»Ja. Danke.«

Die Schwester nannte noch den Namen des Krankenhauses, natürlich war er im Kreiskrankenhaus. Intensivstation. Barbara ließ den Hörer sinken. Sie stand auf, ging zur Spüle und trank ein Glas Leitungswasser. Das trockene Gefühl ging nicht weg. Ihr Vater. Schon immer alt, überfordert davon, zwei kleine Kinder allein aufzuziehen. Wie er dastand, wenn sie ihn umarmen wollte, die Arme schlaff herunter, darauf die Brandwunden wie blassrosa Girlanden.

Das Knarzen der Dielen ließ sie aufschauen. Moritz stand im Flur und inspizierte die Einkaufsstüten.

»Diese Gesellschaft legalisiert die falschen Drogen.«

Barbara antwortete nicht, hörte ihn kaum.

»Schlechte Nachrichten?«

»Mein Vater. Er liegt im Krankenhaus.«

Moritz sah sie erstaunt an. Sie stand auf und wollte die Küche verlassen, da meinte er:

»Ich wusste gar nicht, dass dein Vater noch lebt.«

Das hatte ich auch schon fast vergessen, dachte sie. »Wir haben kein gutes Verhältnis.«

Sie ging zum Zimmer von Tore, klopfte an, ging rein, als keine Antwort kam. Ihr Sohn lag auf dem Bett, Kopfhörer auf, die Welt ausgeschlossen.

»Tore?«

Er reagierte nicht. Sie trat näher, setzte sich an sein Bett.

Ihr Sohn drehte sich langsam um, sah sie an, dann schob er den Kopfhörer herunter. »Is was?«

Sie legte ihre kalte Hand auf seinen Arm, ein Jungenarm, die Haut glatt und seidig und am Gelenk ein aufgekratzter Mückenstich. Jetzt bloß nicht heulen, dachte sie.

Langsam schob sich Tore aus dem Bett, setzte sich neben sie, die langen Glieder wie Storchenbeine abgeknickt. »Ist nur Mathe, nicht viel. Ich fang gleich an.«

Sie nickte. Dachte, dass er nicht zu Mathe musste, wenn sie ihn mitnahm, morgen nicht und auch übermorgen nicht. Er stand auf, setzte sich an seinen Schreibtisch, und sie ging wieder zur Tür.

»Mama?«

Vielleicht kann Holger zurückkommen, dachte sie. Kann sich um Tore kümmern. Sie wollte ihn nicht mitnehmen. Ihr Sohn sah sie immer noch prüfend an.

»Ist alles okay?«

Sie lächelte, nickte. »Gibt gleich Essen.«

Nein, Holger würde nicht seinen Urlaub unterbrechen, nicht ihretwegen. Behutsam schloss sie die Tür. Warum hatte er Tore nicht eingeladen mitzukommen, sie hatte ihn so gebeten. Hatte sich angeboten, das mit der Schule zu regeln, die paar Tage bis zu den Ferien, nach einer Trennung der Eltern winkten die Lehrer alles durch. Er braucht das jetzt, hatte sie zu Holger gesagt, das Gefühl, dass er dich nicht verliert. Dass du dich nicht auch von ihm trennst. Aber im Urlaub mit der Neuen konnte Holger keinen fast erwachsenen Sohn brauchen. Ich soll ihn jetzt Holger nennen, hatte Tore ihr gesagt, jedenfalls, wenn sie dabei ist. Sie hatte sich fremdgeschämt, aber nichts gesagt, kein böses Wort, nicht vor dem Jungen.

Ihre Finger lösten sich von der Türklinke. Sie würde ihn mitnehmen müssen. Keine Schule, kein Mathe, vielleicht freute er sich sogar. Trotz des Anlasses.

Barbara holte tief Luft, ging langsam den Flur entlang. Versuchte, praktisch zu denken, was brauchte sie? Nahm ein paar Handtücher aus dem Bad, zog den Koffer vom Hängeboden. Ihre Glieder fühlten sich an wie Blei, jeder Handgriff schwer. Ihr Vater. So viele Jahre war er ihr unverwundbar vorgekommen. Ein starrer Wille, fast körperlos. Bis er alt geworden war. Die Hand zitterte beim Kaffeetrinken, das Gerede wurde wirr. Sie hatte nicht darauf achten wollen. War davongefahren, verstrickt in die eigenen Schwierigkeiten, die Anstrengungen ihres Lebens. Hatte alles ihrem Bruder Kristian überlassen.

Ganz still stand sie und starrte in den halb gepackten Koffer. Vielleicht war es jetzt zu spät, um sich zu verabschieden.

Zum ersten Mal nach Jahren sehnte sie sich wieder nach einer Zigarette. Sie ging in die Küche, nahm den halb gerauchten Joint aus dem Aschenbecher und wickelte ihn in ein Taschentuch.

Nur für den Notfall, dachte sie. Zum Entspannen.

Der Tierarzt Dr. Kristian Rabe hatte eine Haltung entwickelt, die es ihm ermöglichte, seine Arbeit nicht zu verabscheuen. Ohne dieses dumpfe Gefühl im Magen, das ihn die ersten Jahre begleitet hatte, fuhr er nun jeden Morgen zu den Großmastställen der Hühnerzucht Lünen, kontrollierte, selektierte und teilte die Antibiotika zu. Er war zufrieden mit seiner Aufgabe, weil er für sich herausgefunden hatte, dass diese Arbeit genau die richtige für ihn war.

In Gummistiefeln, langem Kittel und mit Mundschutz bahnte er sich achtsam einen Weg durch den riesigen Hühnerstall. Hier in der messegroßen Halle stieg die Temperatur jetzt im Sommer schnell über 40 Grad, die Kehle brannte vom hohen Ammoniakgehalt in der Luft, und das Fiepen und Quieken von 10 000 Küken gellte in den Ohren. Rabe störte das nicht. Obwohl er seit dem Feuer in seiner Kindheit immer wieder unter Atemnot und Hustenreiz litt, obwohl er bei lauten Worten zusammenzuckte und die Stille seiner Einsamkeit den meisten Begegnungen vorzog, kam er nicht auf die Idee, sich hier, bei seiner Arbeit unwohl zu fühlen, trotz der Hitze und des Lärms. Kontrolliert setzte er Fuß um Fuß, legte eine Schneise durch die aufgeregter herumtrippelnden Küken und taxierte ihr Verhalten. Fiel ihm ein schwaches Tier auf, schaufelte er es in seinen Kescher, drehte ihm mit einem schnellen Handgriff den Hals um und warf den Kadaver in den Eimer.

Das war ihm am Anfang schwergefallen. Die kleinen hellgelben Bällchen, die sich so warm in seiner Hand anfühlten. Ein Ruck nur, und sie waren leblose Masse, ein paar Federn, Knochen wie Äste, Abfall. Das war nicht leicht. Aber Kristian Rabe war kein Mann, der vom Leben Leichtigkeit erwartete. Im Gegenteil war es seine ursprünglichste Erfahrung, dass sich die Welt ihm entgegenstellte und dass er erst eine Haltung für sich entwickeln musste, um sie zu ertragen.

So war es ihm nicht in den Sinn gekommen, das Jobangebot abzulehnen, sondern er hatte verschiedene Varianten durchgespielt, die ihm ermöglichen sollten, seine Arbeit in einem anderen Licht zu sehen, die es erlaubten, eine aufrechte Haltung zu seinem Tagwerk zu entwickeln.

Zunächst hatte er sich gesagt, dass es notwendig war. Er versuchte, sich als Held zu sehen, als einer, der sich für die Gesellschaft aufopferte. Aber er konnte doch nicht die Augen davor verschließen, dass er den Menschen mit seiner Arbeit nichts Gutes tat. Den Tieren schon mal gar nicht.

Danach hatte er sich in Allmachtsfantasien hineingesteigert, in denen er der Herrscher über Leben und Tod war. Er kaufte sich eine anspruchsvolle Spielekonsole mit dem nötigen Zubehör und wechselte in den darauffolgenden Monaten zwischen seiner realen Arbeit und dem Kämpfen als God of War oder Ultimate Warrior hin und her. Sein Lieblingsspiel wurde mit der Zeit aber ein simples Farmspiel, das er als Beigabe umsonst bekommen hatte. Die Kampfhelden blieben im Regal liegen und verstaubten, während er digital Pferde striegelte und nach versteckten Eiern suchte.

Schließlich hatte er sich an der großen Menge Geld ergötzt, die er verdiente. Er kaufte sich ein Haus, einen modernen Würfelbau mit allen technischen Raffinessen, ein paar Designermöbel und eine vollautomatische Küche. Aber Kristian

hatte nie erfahren, was es heißt, einem Haus seinen Stempel aufzudrücken, es wohnlich zu machen, gemütlich. Das Haus war der Ort, an dem er aß und schlief. Er kochte nie in der teuren Küche und bekam keinen Besuch. Die übrigen Räume blieben leer. Geld dafür auszugeben wurde zur Qual, ein Zugeständnis seiner Unfähigkeit, ein Zuhause zu schaffen. Er arbeitete länger, ließ den Urlaub verfallen, kannte kein Wochenende, um dem leeren Haus zu entkommen. Das Geld blieb auf dem Konto, und er vergaß es nach und nach.

Ein Küken schwankte, wich dem Strom der kreuz und quer laufenden Tiere nicht so schnell aus wie die anderen. Rabe steuerte mit seinem Kescher darauf zu, verfehlte es aber. Er stutzte. Glaubte für einen Moment, die anderen Küken drängten sich schützend um den bedrohten Artgenossen. Er ging in die Knie und nahm den Schwächling in die Hand. Betrachtete ihn. Das kleine Herz pochte unter seinen Fingern, das Küken piepte schrill und flimmerte mit den Knopfaugen. In Rabes Hosentasche unter dem Kittel vibrierte sein Telefon und lenkte ihn ab, zu umständlich, da jetzt heranzukommen. Das Tier in seiner Hand schien ihn zu beobachten, alle Tiere im Umkreis, so meinte er plötzlich, warteten darauf, was er tun würde. Abrupt stand er wieder auf. Das Handy vibrierte nicht mehr, der Anrufer hatte es aufgegeben. Rabe legte die Finger an den winzigen Hals. Ein Ruck, das Tier lag schlaff in seiner Hand. Er griff nach dem Eimer und warf den toten Körper hinein.

Einen Moment stand er still in dem Lärm um sich herum. Er wusste, dass etwas anders war als sonst, aber er kam nicht gleich darauf. Das Piepen aus tausendfachen kleinen Kehlen schien ihm schriller, das Trippeln über und untereinander noch kopfloser als sonst zu sein. Er schob die Tür zum Nebenraum auf, in dem die Futteranlage installiert war, trat

ein und schloss die Tür wieder sorgfältig hinter sich. Hier war es nicht ganz so laut, aber fast noch stickiger. Rabe kontrollierte die vollautomatische Mastfutterzufuhr. Die Kanister mit den Antibiotika waren fast leer, Rabe drehte sich zum Ausgang, um den Nachschub aus seinem Transporter zu holen. An der gegenüberliegenden Wand brummte leise die riesige Kühltruhe. Eine Ahnung ließ ihn darauf zugehen und den schweren Deckel heben. Hier stand der Eimer mit den selektierten Küken, normalerweise höchstens ein Dutzend. Rabe starrte und begann, schnell zu atmen. Er war bis oben hin mit Kadavern gefüllt, sicher hunderte.

Er ließ den Deckel der Truhe mit einem dumpfen Knall zurückfallen und verließ mit eiligen Schritten den Raum. Das Piepen der Tiere gellte jetzt in seinen Ohren, er fragte sich, ob sie alle krank seien. Er musste die Antibiotika hochsetzen, und warum war eigentlich keiner der Arbeiter in den Ställen? Sie hätten längst Alarm schlagen müssen.

Rabe ging mit schnellen Schritten zum Haupthaus. Der Bauer hatte den Hof verlassen und in der nächsten Siedlung neu gebaut, jetzt wohnten hier die Arbeiter der Subunternehmen aus Polen, Ungarn und Rumänien. Rabe hatte das Haus seitdem nicht mehr betreten. Laut klopfte er an das eingelasene Fenster, dann hämmerte er gegen das Holz der Dielentür.

»Hallo, ist jemand da?«

Nur das Brummen der Lüftungsanlage vom Stall war zu hören. Rabe trat einen Schritt zurück. Im Fenster über der Hoftür bewegte sich die Gardine.

»Kommen Sie mal raus, da!«

Nichts. Rabe drückte die schwere alte Klinke herunter, knarzend öffnete sich die Holztür.

»Hallo?«



In der ehemaligen Diele fiel sein Blick auf metallene Doppelstockbetten, je zwei in einer der Buchten, in der früher die Kühe gestanden hatten. Im Mittelgang Kisten, ein paar Räder und prall gefüllte Plastiktüten. Licht fiel nur wenig in den großen Raum, die Luft roch nach Schweiß, Unrat und Tabak. Rabe ging zur hinteren Tür der Diele, die in die Küche führte, und sagte noch einmal lauter als vorher:

»Hallo?«

Die Tür öffnete sich, und der Vorarbeiter erschien im Türrahmen. Rabe hatte ihn schon oft gesehen, ein Rumäne, er konnte sich den Namen nicht merken. Der Mann war klein und stämmig, die Haare ein weißer Kranz. Unter der Trainingsjacke spannte sich ein muskulöser Brustkorb. Schweigend sah er über den Tierarzt hinweg in die Diele, als müsste er kontrollieren, wer sonst noch da war.

Rabe wandte sich mit einer halben Drehung zum Ausgang.

»Die Tiere sind krank. Wieso hat mich niemand informiert? Wo sind die Arbeiter?«

Der Rumäne antwortete nicht, sah ihn nur ruhig an, fast verächtlich, schien es ihm. Rabe wurde lauter. »Die Tiere? Müssen versorgt werden. Mehr Medizin!«

»Mein Sohn hat Fieber. Er kann Tiere nicht versorgen.«

»Dann musst du das machen. Komm jetzt.«

Rabe drehte sich um und ging durch die Diele zurück zum Eingang. Niemand folgte ihm. Er fühlte, wie die Wut in ihm hochstieg. Er blieb stehen, stemmte die Hände in die Hüften, seine Stimme schnappte fast über. »Was ist nun?«

Der Rumäne hatte sich nicht gerührt. »Ist zu schlecht, Luft. Kann man nicht arbeiten.«

»Stellt euch nicht so an.« Rabe trat in den hellen Sonnenschein. Er ging zum Auto und zog einen Kanister mit Antibiotika von der Ladefläche. Der Rumäne war jetzt auch zur

Tür gekommen und ging mit langsamen Schritten zum Stall. In Rabes Hosentasche vibrierte es wieder, er ignorierte es und folgte dem Mann. Im Futterraum wischte er sorgfältig die Angaben von der Tafel und notierte die veränderten Mengen. Dann mischte er das Futter neu. Der Rumäne stand stumm daneben, rührte sich nicht. Ohne sich umzudrehen, fragte Rabe: »Was ist mit dem Arbeiter? Er ist krank, sagen Sie?«

»Ist mein Sohn, Darius.« Der Rumäne trat einen Schritt vor. »Waren beim Arzt, in Kreisstadt. Wird nicht besser. Können Sie kommen und untersuchen?«

»Ich bin der Tierarzt.« Rabe drehte sich mit dem leeren Kanister um. »Zuständig für Tiere, verstehen?«

Der Rumäne fasste ihn am Ärmel. Rabe zuckte unter dem Griff zusammen. »Bitte. Geht ihm schlecht.«

»Das darf ich gar nicht.« Rabe löste sich mit einem Ruck. »Das braucht ein paar Tage, bis es wirkt. Sonst muss er eben ins Krankenhaus. Hat er eine Krankenversicherung?«

Der Rumäne nickte.

»Na also.« Schweigen. Rabe wandte sich zur Tür, zögerte dann doch. »Kannst du Wickel machen? Wadenwickel?«

Der Mann sah ihn fragend an. Rabe nahm einen Lappen aus dem Spülbecken und feuchtete ihn an. »So. Und den dann um die Waden. Hier unten, Beine. Das senkt das Fieber.«

Er musste ihm den Lappen fast aufdrängen, der Mann sah gar nicht hin, er sah ihm weiter in die Augen, bittend. Rabe wollte wegsehen, rausgehen, ins Auto steigen, was ging es ihn an? Aber dann seufzte er doch und sagte: »Wo ist er denn?«

Der Mann sah erleichtert aus und ging ihm voraus aus dem Stall. Rabe folgte ihm. Sie gingen in den hinteren Teil des Wohnhauses. Es war dunkel, es roch nach Menschen und

nach jahrhundertealtem Holz. Der Rumäne führte ihn in ein Zimmer, vollgestellt mit dunklen schweren Eichenmöbeln, früher die gute Stube des Bauern. Auf einem Samtsofa mit geschwungenen Holzleisten lag ein junger Mann. Er schlief. Das Gesicht war weiß, das schwarze Haar klebte an der Stirn. Der Rumäne legte die heruntergerutschte Decke wieder über die Beine des Mannes, er strich ihm über das Gesicht und sagte etwas in fremder Sprache. Dabei klang seine Stimme so sanft und zärtlich, dass Rabe sie kaum wiedererkannte. Dann sah der Rumäne zu ihm, der im Türrahmen stehen geblieben war. »Hustet. Schlimm, die ganze Nacht. Hat Fieber?«

Der Tierarzt nickte und trat vorsichtig näher. Als er ihm die Hand auf die Stirn legte, blinzelte der Kranke. Trüb sah er Rabe an, dann blieb sein Blick an dem Rumänen hängen. Er flüsterte etwas, und der Rumäne setzte sich ans Fußende. Die Federn des Sofas ächzten. Er beugte sich über den Kranken und sagte wieder etwas in der fremden Sprache. Kristian Rabe registrierte die Schachtel mit dem Antibiotikum, die auf dem Tisch lag. »Seit wann nimmt er das?«

»Drei Tage. Mit heute.«

Drei Tage und noch immer Fieber? Rabe versuchte, sich seine Unruhe nicht anmerken zu lassen. »Ein kleiner Infekt, weiter nichts.«

»Können Sie andere Tabletten geben? Wirkt nicht. Ist mein Sohn. Darius.«

»Machen Sie die Wickel, das ist besser. Bringen Sie kaltes Wasser. Zwei Trockentücher und Handtücher.« Der Rumäne nickte und verschwand. Sie hörten ihn in der Küche hin und her gehen, Schranktüren klappten, der Wasserhahn lief. Der Kranke ließ sich zurück ins Kissen fallen und schloss die Augen. Rabe beobachtete ihn. Ein schöner Mann. Die Wim-

pern dicht und schwarz, der Mund geschwungen. Jung, vielleicht zwanzig. Aber die Haut so weiß, viel zu weiß. Der Vater kam zurück. Er schleppte einen Wassereimer, und über dem Arm trug er Tücher. Alte T-Shirts und Teile eines Vorhangs. Na gut, dachte Rabe, das geht auch. Er zeigte dem Vater, wie er die Wickel umlegen musste. Bei der Berührung mit den nassen kalten Lappen auf die erhitzte Haut, regte sich der Junge nicht. Zu weiß, dachte Rabe, viel zu weiß. Er drehte sich zum Vater. »Also er hat Krankenversicherung?« Der Mann nickte.

»Wenn es morgen nicht besser wird, dann rufen Sie einen Krankenwagen.«

»Wieso, ich dachte nur Infekt. Nicht schlimm, oder?«

Rabe wusste nicht, was er sagen sollte. Sein Handy vibrierte erneut in der Hosentasche. Er erhob sich, knöpfte den Kittel auf und zog sein Handy heraus. Drei Anrufe in Abwesenheit, immer die gleiche unbekannte Nummer. Er schob das Telefon zurück. Der Mann beobachtete ihn immer noch, eine ungemütliche Stille breitete sich aus. Jetzt regte sich auch wieder Darius. Er blinzelte, als fiele es ihm schwer, die Augen aufzuhalten. Rabe sah den trüben Glanz darin, und er machte sich Sorgen. Der Vater streichelte zart die Fingerspitzen seines Sohnes. Sie flüsterten, leise der Sohn, zärtlich, beruhigend der Vater. Kristian hatte das Gefühl, in dem stickigen Zimmer keine Luft zu bekommen. Er wollte raus und sagte: »Im Auto habe ich noch Paracetamol, das können Sie ihm geben.« Keiner reagierte. Rabe ging zur Tür, öffnete sie. »Aber die Hühner müssen versorgt werden, hören Sie? Und weiter die Wickel machen.« Der Rumäne nickte, ohne sich umzusehen. Rabe ging aus dem Zimmer, langsam durch die dunkle Diele mit den Doppelstockbetten, dann über den Hof. Alles schien wie ausgestorben, dabei lebten hier noch

mindestens vier weitere Arbeiter, das wusste Rabe. Beim Wagen blieb er stehen, sah zurück auf das Bauernhaus. Oben bewegte sich eine Gardine. Rabe zog seinen Kittel aus und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er legte Kittel und Handschuhe auf den Beifahrersitz und setzte sich mit offener Wagentür hinein. Hier im Schatten der alten Ulme war die Luft noch einigermaßen kühl. Eine Weile saß er einfach so da.

Früher hatte die Bauernfamilie hier gewohnt. Kühe hatten sie gehabt, ein paar Hühner nebenbei. Die Kinder hatten das ganze Jahr Rotzfahnen auf den Pullovern, und ein Schäferhund war im Zwinger auf und ab gesprungen. Dann hatte der Bauer den Hof an die Firma Lücken verkauft. Die Ställe waren abgerissen und durch Brut- und Zuchtanlagen für Hühner und Puten ersetzt worden. Der Gestank der Intensivhaltung betäubte die Gegend kilometerweit. Der Landwirt hatte in der Siedlung neu gebaut, rund fünf Kilometer gegen die übliche Windrichtung, und die Arbeiter waren in das Bauernhaus gezogen.

Rabe erinnerte sich an die Anrufe auf seinem Handy. Er stellte das Telefon in die Freisprechanlage seines Wagens und drückte auf Rückruf. Es klingelte lange. Der Rumäne kam aus dem Stall. Er ging langsam auf ihn zu. Am Telefon meldete sich jetzt eine Frauenstimme, und er sagte: »Doktor Rabe hier, Sie haben mich angerufen?« Er beugte sich über den Beifahrersitz und öffnete die Klappe. Wühlte in den Tablettenpackungen.

Die Frau am Telefon sagte etwas, Rabe bekam es nicht richtig mit. Er lehnte sich aus dem Auto. »Die Tabletten. Aber auch die anderen weiter geben. Und du musst die Tiere versorgen!«

Die Frau am Telefon sagte: »Stark dehydriert.«

Rabe nahm das Telefon aus der Verschaltung und hielt es sich ans Ohr. »Welcher Hof?« Die Frau am Telefon: »Kein Hof. Hier ist das Kreiskrankenhaus. Es geht um Ihren Vater.«

Stille in Rabes Kopf. In der Luft flimmerte der Staub. Der Rumäne blieb stehen, sah in seine Richtung. Seine Augen schienen riesengroß, er bewegte die Lippen, aber Rabe hörte nichts, nur seinen eigenen Atem. Ihm wurde heiß, seine Finger krampften, er ließ das Telefon auf den Sitz fallen. Er konzentrierte sich. Einatmen, Atem halten, bis drei zählen, ausatmen. Dann waren die Geräusche wieder da, der Rumäne setzte sich in Bewegung. Rabe hob mit starren Fingern das Telefon auf und presste es ans Ohr. Er hörte sich sagen: »Die genaue Diagnose, bitte. Haben die Kollegen alles veranlasst?«

Die Frau am anderen Ende der Leitung raschelte mit Papieren und zählte ihm Stichpunkte auf. CT, Hirnblutung, Thrombolyse unwirksam. Hirnschaden. Koma. Sein Herz klopfte hart, ihm wurde schwindelig. Der Atem ging wieder viel zu schnell. Er griff nach der Papiertüte, die immer neben dem Sitz steckte. Einatmen, eins, zwei, drei, ausatmen. Die Tüte knisterte, schrumpfte und blähte sich erneut. Langsam hörte die Welt auf, sich zu drehen. Rabe sah hoch und blickte in ein Augenpaar. Ein Mann stand dort, nur wenige Meter vom Wagen entfernt. Rabe blinzelte, aber die Gestalt blieb, wo sie war: Sein Vater stand dort. Er beobachtete ihn. Kam noch näher. Einatmen, eins, zwei, drei, ausatmen. Jetzt war er am Fenster. Beugte sich zu ihm herunter. Kristian spürte die schwieligen Fingerspitzen in seinem heißen Jungennacken und hörte die Stimme seines Vaters. »Use Geheemnis«, flüsterte er. »Vertellste nich een nich.« Kristian nickte.

»Alles in Ordnung?« Jetzt war es wieder der Rumäne, der ihm prüfend in die Augen sah. Rabe lehnte sich ins Polster, der Rücken schweißnass. Er ließ die Tüte sinken, holte tief

Luft und nickte. Versuchte ein Lachen. »Ich bin der Arzt, das wissen Sie doch.« Seine Stimme klang heiser, schabte wie ein Messer an den Stimmbändern. Er streckte dem Mann seine Hand mit den Tabletten entgegen, die Finger zitterten. »Höchstens fünf am Tag.« Der Mann sah ihn noch einen Moment an, dann nahm er die Tabletten und ging zum Haus zurück.

Rabe suchte in den Taschen seines Jacketts nach dem Autoschlüssel, die Finger waren noch immer halb taub, gehorchten nicht. Er hielt den Kopf gesenkt, die Augen starr auf das Lenkrad. Die Hand im Nacken, das Feuer, es brannte. Endlich sprang der Motor an, er trat das Gaspedal durch, der Wagen machte einen Satz nach vorn, die Fässer mit Antibiotika schwappten auf der Ladefläche. Er riss hart am Lenkrad, und der Hof verschwand im Rückspiegel.

Die lange Strecke auf der Bundesstraße reichte, um seine Atmung wieder unter Kontrolle zu bekommen. Sein Vater lag im Krankenhaus. Hatte er den Anruf überhaupt beendet? Er tastete nach seinem Telefon, der Wagen rutschte in der Kurve, er musste vom Gas gehen. Ja, alles okay, er hatte wohl einfach aufgelegt.

Sein Vater war alt. Vermutlich würde er sterben. Das war normal in seinem Alter.

Die Hand im Nacken, Vaters Hornhaut, ein fester Griff. Use Geheemnis. Noch Wochen danach hatte man die roten Striemen auf seiner Haut sehen können.

Rabe spürte, wie die Hitze zurückkam, es brannte in seinem Gesicht. Er zwang sich, in der Gegenwart zu bleiben. Er war kein Kind mehr, im Griff des Vaters. Er war erwachsen, er hatte einen verantwortungsvollen Beruf. Gerade jetzt hieß es wachsam zu bleiben. Die toten Tiere, der kranke Vorarbeitersohn, das war nicht gut. Keime bei den Mastställen, das

war das Letzte, was sie brauchen konnten. Wenn noch mehr Tiere stürben, würde es Untersuchungen geben. Er musste Antibiotika nachbestellen und die Zusammensetzungen neu berechnen.

Die Straße war jetzt frei, er gab Gas. Der Wagen schnurrte angenehm, die Luft war rein und klar. Die Tiere, er musste die Tiere im Blick behalten. Der Rumäne hatte ja nur noch Augen für seinen Sohn. Rabe sah ihn wieder vor sich, wie er den Jungen anschaute. Angst hatte in seinem Blick gelegen, und Liebe. Sein eigener Vater hatte ihn nie so angesehen. Wehr di, hatte er gesagt, wenn die anderen wieder zugeschlagen hatten. Kein Mitleid, nur Verachtung hatte Kristian in seinen Augen gelesen. Er hatte sich für seinen Sohn geschämt. Die Arbeit für ihn vernachlässigen? Nicht im Traum wäre ihm das eingefallen.

Er näherte sich der Kreuzung. Links ging es zu ihm nach Hause, rechts zum Krankenhaus. Er trug Verantwortung in seinem Job, war es nicht das, was sein Vater immer gewollt hatte? Die Tiere selbst hatten ihm geholfen, seine Arbeit anzunehmen. Er erkannte ihre Konzentration auf den Augenblick, beobachtete, wie absolut und ohne jede moralische Bewertung sie sich ihrer jeweiligen Beschäftigung hingaben. Sie schienen keinen Gedanken daran zu verschwenden, was sie vorher getan hatten oder später tun würden, noch interessierte es sie, ob andere ihr Handeln für richtig oder falsch hielten. Sie folgten ihrer Bestimmung. Eine Katze spielte mit einem flügelahmen Vogel bis zum grausamen Ende, ja, sie schien es sogar noch genussvoll hinauszuzögern, um der Agonie des kleinen Wesens länger zuschauen zu können. Trotzdem wurden Katzen geliebt. Die Kinder streichelten sie, Frauen ließen sich von ihnen umschnurren. Rabe hatte sich dem schwierigen und zeitraubenden Studium der



Tiermedizin hingegeben, weil er aus einer ländlichen Gegend kam und hier Arbeit finden wollte. Auch war es wichtig für ihn gewesen, nicht oder kaum mit Menschen zu tun haben zu müssen. Diese Region lebte nun mal von der Intensivtierhaltung, die Großbauern, Schweinemastkönige und Hühnerbarone sorgten für die nötigen Arbeitsplätze. Hier war seine Bestimmung. Welpen impfen konnte jeder. Er war ein Mann, der Verantwortung übernahm. Die Dinge unter Kontrolle hielt. Deshalb konnte sein Handeln auch nicht falsch sein.

Er beschloss, erst einmal nach Hause zu fahren und abzuwarten. Der Vater lag im Koma. Es gab keinen Grund, die Dinge zu überstürzen.

Am späten Mittag des nächsten Tages saßen Barbara und Tore im Sprechzimmer des Arztes und warteten. Barbara hatte gleich am Eingang des Krankenhauses nach dem Arzt gefragt, war nicht erst zum Vater gegangen, als wollte sie noch diesen kurzen Aufschub für sich herausschlagen. Eine Gnadenfrist, bevor sie die Tochter war, zuständig, verantwortlich, wollte noch nicht ins Krankenzimmer gehen, sondern lieber hier im Sprechzimmer warten, zwischen weißen Regalen in einer Welt, die nach nichts roch und in der es für fast jedes Problem eine Lösung gab. Sie sah zu Tore, der neben ihr in einem Sessel saß. Er spürte ihren Blick und zog einen Ohrstöpsel heraus. »Was?«

»Mach bitte die Musik aus.«

Er zog sein Smartphone heraus, tippte darauf, löste auch den anderen Stöpsel vom Ohr und verstaute alles in seiner Hosentasche. Er tat, worum sie ihn bat, ohne Protest. Manchmal wäre ihr ein Widerstand lieber gewesen, eine Reaktion, auf die sie antworten könnte. Aber Tore nahm alles, was von ihr kam, mit undurchdringlichem Blick auf. Der Schlaganfall ihres Vaters, der Aufbruch hierher, die ausgefallene Mathearbeit. Tore akzeptierte die Situation. Sie wusste nie, was er dabei dachte oder fühlte.

Der Arzt kam herein und schloss die Tür hinter sich. Barbara sprang auf und setzte sich gleich wieder, gereizt von der eigenen Unsicherheit. Er lächelte, reichte ihr die Hand. »Sie

sind die Tochter.« Der Mann war etwas jünger als sie, vielleicht vierzig. Blondes Haar mit einem Stich ins Rötliche und Sommersprossen. Der weiße Kittel ließ ihn blass aussehen. Er nickte in Tores Richtung, setzte sich an seinen Schreibtisch und starrte in seinen Computer. Eine Weile sagte niemand etwas. Barbara hörte dem Klicken der Tastatur zu. Aus den Augenwinkeln sah sie eine Bewegung von Tores Händen. Er spielte mit den Kopfhörern, behielt sie aber unten. Jetzt fing der Arzt an zu reden, er benutzte die gleichen Worte wie die Schwester am Telefon. Schlaganfall. Kein Bewusstsein.

»Das Problem war, dass es zu lange gedauert hat. Er hatte Lähmungserscheinungen, vermutlich war er zwischendurch bewusstlos. Er hat über eine Stunde gebraucht, bis er an den Notrufknopf herankam.« Der Arzt sah Barbara an, und sie nickte, als wären damit alle Fragen geklärt, Notrufknopf, aha, wissen Sie, ich wusste nicht, dass er so was hatte, ich war seit Jahren nicht im Haus, wir haben nicht miteinander geredet. So was sagte man nicht, wenn der Vater im Koma lag.

»Wird er wieder aufwachen?«

»Das kann man nicht sagen.«

»Und was vermuten Sie?«

Er seufzte und verzog seinen Mund, bis sich Falten bildeten, was fast komisch aussah bei seinem rotblonden Jungengesicht. »In Anbetracht seines hohen Alters ist das eher unwahrscheinlich.« Wieder nickte Barbara, als bräuchte es ihre Zustimmung, als müsste sie sich einverstanden erklären mit dem Zustand des Vaters, als würde eine Weigerung etwas ändern. Tore drehte das Kabel der Kopfhörer in den Händen.

»Wir haben ihn von der Intensiv auf die normale Station verlegt.« Der Arzt bückte sich und holte etwas aus einer Schublade. Als er ihr den Gegenstand mit der ausgestreckten Hand reichte, erkannte Barbara, was es war: ein Schlüssel-

bund. »Der Sanitäter hat ihn eingesteckt und mir gegeben.« Sie griff mit zitternden Fingern danach. Fragte sich, wo ihr Bruder gewesen war, und sagte nichts. In einer Kleinstadt musste man vorsichtig sein mit den Fragen, die Leute zogen schnell voreilige Schlüsse.

»Wir beobachten Ihren Vater natürlich weiterhin engmaschig. Jetzt geht es darum, ihn zu stabilisieren. Aber früher oder später müssen Sie sich um seine weitere Versorgung kümmern. Besser früher.« Barbara sah auf den Schlüssel in ihrer Hand. Keiner sagte etwas. Nach einer Weile stand der Arzt auf, und Barbara machte es ihm unwillkürlich nach. »Jetzt wollen Sie aber sicher erst mal nach Ihrem Vater sehen.« Er ging zur Tür und öffnete sie. Barbara drehte sich zu Tore um, der erhob sich im Zeitlupentempo. Der Mediziner winkte einer Schwester, die mit schnellen Schritten über den Flur ging: »Rabe, der Schlaganfall.« Sie gaben sich die Hand, dann folgten Barbara und Tore der Schwester. Barbara hielt den Kopf gesenkt. Die Schuhe der Schwester quietschten leise.

»War mein Bruder schon hier?«

Die Schwester blieb kurz stehen, schüttelte den Kopf. »Herr Rabe hat bisher noch keinen Besuch bekommen.« Typisch, dachte Barbara und war doch gleichzeitig erleichtert. Jetzt auch noch Kristian zu sehen, das wäre zu viel gewesen.

Im Krankenzimmer blieb sie hinter der Tür stehen, obwohl die Schwester sie aufforderte, näher zu treten. Der Vater lag ruhig, die Augen hinter Lidern wie feines Pergament geschlossen. Schläuche ragten aus Nase, Armen und weiter unten aus der Bettdecke, der vogelgleiche Brustkorb hob und senkte sich im Rhythmus der Beatmungsmaschine. Auf Monitoren flimmerten unregelmäßige Kurven. Die Schwester trat ans Bett, sprach mit dem Patienten, als könnte er antworten, sagte, sie wechsele jetzt den Urinbeutel aus, tat es und überprüfte die Infusionsgeräte. Sie handelte so selbstverständlich, dass Barbara etwas von ihrer Scheu verlor und nun doch einen Schritt näher an das Bett trat.

Ganz versunken betrachtete sie sein Gesicht, vertraut und fremd zugleich. Er war jetzt ganz kahl, die Nase und die Ohren erschienen ihr riesig, und tiefe Linien durchzogen sein Gesicht. Du bist nicht an den Knopf gekommen, dachte Barbara. Hast in deinem Sessel vor dem Fernseher gegessen oder dir in der Küche ein Brot geschmiert. Vielleicht haben nur Zentimeter gefehlt. Aber dann hast du ihn doch noch drücken können, dachte Barbara jetzt und wagte sich noch einen halben Schritt näher an ihren Vater heran, du wolltest leben und hast es geschafft, ich will mir gar nicht vorstellen, was es dich an Kraft gekostet hat, an den Knopf zu kommen.

Tore bewegte sich neben ihr, sie wandte sich ihm zu, die jungen Augen hinter dem Mundschutz starr, ihm wurde das

alles hier zu viel. Sie nickte der Krankenschwester zu und zog ihren Sohn aus dem Zimmer. Im Vorraum stopften sie Mundschutz und Kittel in den Behälter für gebrauchte Kleidung. Tore seufzte erleichtert.

»Was machen wir jetzt?«

Barbara nahm ihren Rollkoffer, den sie hier deponiert hatte, und forderte Tore mit einem Kopfnicken auf, seinen Rucksack zu schultern. »Jetzt gehen wir zum Haus.«

Tore hob den Rucksack, er war leicht, nicht viel drin, und verzog trotzdem den Mund. »Immer gehen. Gibt's hier keine Taxis?«

»Es ist nicht weit.«

Barbara achtete nicht weiter auf ihren Sohn, raus, sie wollte raus hier. Ging mit festen Schritten durch den gläsernen Eingangsbereich, über den Vorplatz der Anlage, durch die angrenzenden Siedlungsstraßen. Tore musste sich anstrengen, um mit ihr Schritt zu halten, aber er summte schon wieder zur Musik, es war leichter für ihn als für sie, kein Mathe, sie hatte in der Schule angerufen, viel weiter dachte er nicht. Für wie lange, hatte die Sekretärin der Schule gefragt, wohl bis zu den Ferien, hatte sie geantwortet, das waren ja nur noch ein paar Tage, da passierte nicht mehr viel.

Den Weg kannte sie im Schlaf. Hier war sie aufgewachsen, war mit ihrer kleinen Tasche vom Kindergarten nach Hause gelaufen, mit dem Fahrrad nach der Schule in Bogen um die Betonkübel gefahren, in denen Geranien und Tagetes blühten, hatte mit Schulfreunden in Autos von deren Vätern geknutscht, immer einen Blick auf die Straße aus Furcht, ihr Vater oder Kristian könnten auftauchen.

Ihr Koffer rumpelte über das Pflaster, manche Köpfe hoben sich in den Vorgärten und schauten auf die Straße, um den Verursacher des Lärms zu finden. Barbara entdeckte

kein bekanntes Gesicht. Viele Häuser waren neu gebaut oder renoviert, in Rosa und Hellgelb gestrichen, nicht so gleichförmig wie in den Siedlungsstraßen ihrer Kindheit. Unter den Carport-Dächern standen Kinderräder und Bobby Cars, eine neue Generation. Tore ging neben ihr, umhüllt von Musik, den Blick nach innen gerichtet.

Die Straße öffnete sich, Parkbuchten waren am Bürgersteig eingelassen, einzelne Geschäfte tauchten auf. An der Ecke hatte früher eine Telefonzelle gestanden. Auf dem Nachbargrundstück überragte ein mehrstöckiger Neubau die umliegenden Einfamilienhäuser. Daneben wirkte ihr Elternhaus noch kleiner und schäbiger.

»Da, das helle Haus, Erinnerst du dich?« Tore sah nach vorn, blinzelte unsicher. Das Haus stand leicht zurückgesetzt, der Vorgarten war zugewuchert von einer Thujenhecke, das Schaufenster mit graustaubigen Gardinen seiner Funktion beraubt. Das einstige strahlende Weiß der Fassade war einem beige-grauen Farbton gewichen. Der Vater hatte das Haus streichen lassen, als die Idee mit der Wäscherei aufkam, das hatte er ihr später erzählt. Wer bringt schon seine Wäsche zu einem dunklen Haus, hatte er gesagt. Ihre frühe Kindheit roch nach Waschpulver und Gallseife für die harten Flecken, sie spielte zwischen den wehenden Laken auf dem Dachboden. Manchmal formten die Stoffe einen Leib, wie um einen Körper, der sich dahinter verbarg, damals kamen ihr jedes Mal die Schauermärchen in den Sinn, die ihr Kristian zuflüsterte, schläfst du schon, kleine Schwester, die Eltern streiten wieder, ich erzähle dir eine Geschichte, dann hören wir es nicht.

Barbara zog den Schlüsselbund aus der Tasche, das Eisen lag kalt in ihren Fingern. Die Tür ließ sich nur mit Mühe öffnen, etwas versperrte ihr von innen den Weg. Gewaltsam

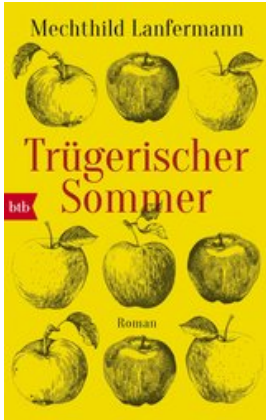
schob sie sie weiter auf. Der Flur war vollgestellt mit Kartons und Plastiktüten, Zeitschriften und Ordnern. Barbara schob sich durch den schmalen Gang in der Mitte, den Koffer musste sie vor sich halten. Es roch säuerlich, ungelüftet. Sie ging weiter, kleine Schritte, über Papierberge. Was sollte all dieser Müll hier? Hatte ihr Vater vorgehabt, die ungenutzten Zimmer zu entrümpeln?

Die Tür zum Wohnzimmer war ausgehängt und lehnte neben dem Türrahmen an der Wand, Barbara erkannte schnell, zu welchem Zweck. Eine Tür zu bewegen war hier nicht mehr möglich. Fassungslos stand Barbara am Eingang des Raumes, der einmal der Mittelpunkt ihres häuslichen Lebens gewesen war.

Auf allen Möbeln, der Anrichte, dem Fernseher, Couchtisch und Sofa stapelten sich meterhoch alte Zeitungen, Kartons und Plastikverpackungen. Flaschen, leer bis auf einen Bodensatz schwimmenden Schimmels, standen zu Hunderten auf dem Teppich. Vaters Sessel thronte noch immer wie der Sitz eines alten Feldherrn mitten im Raum. Offenbar war er zum Bett umfunktioniert worden, Decke und Kopfkissen lagen darauf, auf der kleinen Bank daneben ein Teller mit Brotkrümeln und der Fernbedienung des Fernsehers.

Tore stand jetzt neben ihr, er sah sich um und keuchte. »Krass«, meinte er, »sag du noch mal, ich soll mein Zimmer aufräumen«, als wäre die Verwahrlosung ihres Vaters ihre Schuld. War es ja vielleicht auch. Wann waren sie zum letzten Mal hier gewesen? Barbara erinnerte sich an Vaters Achtzigsten, vor drei Jahren. Holger war gefahren, Bleifuß auf der Autobahn, unbedingt noch am Abend zurück. Vater hatte ins Gemeindehaus eingeladen. Es gab Bienenstich und lauwarmer Filterkaffee, auf den Klappptischen abwischbare Platzsets und Gestecke aus Plastikblumen. Holger hatte spöttisch





Mechthild Lanfermann

**Trügerischer Sommer**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71495-7

btb

Erscheinungstermin: September 2018

Ein heißer Sommer in Deutschland: Barbara, Ende vierzig, schön und trotzig, lebt mit ihrem 15-jährigen Sohn Tore in Berlin. Ein Anruf schickt sie zurück nach Norddeutschland in ihr früheres Leben: Der Vater liegt im Sterben. In ihrer Heimatstadt muss sie erschreckt feststellen, dass ihr Vater in den letzten Jahren zunehmend verwaahloste und dass ihr Bruder Kristian, der als Tierarzt noch immer hier lebt, offensichtlich unfähig ist, menschliche Beziehungen einzugehen. Sie alle leiden noch immer an den Folgen eines Ereignisses, das die Familie auseinanderbrechen ließ. Barbaras Sohn Tore will herausfinden, was damals geschehen ist und stellt unerwünschte Fragen. Als er verschwindet, weiß Barbara, dass er in Lebensgefahr ist. Sie muss sich den Dämonen der Vergangenheit stellen, um ihr Kind zu retten.



[Der Titel im Katalog](#)